

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die Rächer.

Roman von Hermann Wagner.

(Fortsetzung.)

„Wieviel war es?“ fragte Behrens sachlich, als ob er nur deshalb hergekommen sei, um über diesen Punkt zu reden.

Und Lautenbach war dermaßen angefüllt mit Erbitterung, daß ihm diese sachliche Frage nicht auffiel. „Wieviel?“ schrie er. „Mehr als hunderttausend Mark waren es, um die er mich übervorteilt hat, als er sein Verhältnis zu mir löste!“

„Sie waren recht unvorsichtig?“ sagte Behrens.

„Nein, aber er ist ein Räuber!“

„Wieso?“ fragte Behrens harmlos. „Er war doch früher nie so...“

Lautenbach durchmaß erregt das Zimmer und empfand es als eine Wohltat, daß er der Erbitterung, die er jahrelang stumm hatte mit sich herumtragen müssen, Luft machen konnte. Er redete, ohne daß es der andere nötig hatte, zu fragen.

Behrens hörte aufmerksam zu.

Reisner war nicht nur grausam und hart, sondern auch raffiniert. In einer schwachen Stunde hatte er ihn, Lautenbach, überlistet, indem er ihn, der sich zu seinem Gesellschaftler hergegeben hatte, einen Vertrag unterschreiben ließ, der sonderbare Klauseln enthielt. Klauseln, die auf den ersten Blick unversänglich schienen, die aber doch dafür berechnet waren, dem Unterzeichner des Vertrages im gegebenen Augenblick die Gurgel zuzuziehen. Und das hatte Reisner besorgt, vor vier Jahren, zu einer Zeit, da das Geschäft sich eben anschiede, einen unerwarteten Aufschwung zu nehmen.

„Was habe ich gearbeitet?“ klagte Lautenbach. „Tag und Nacht, unermüdet, bis ich mit meiner Gesundheit fast auf den Hund herunter war! Und ich habe es gern getan. Ich habe klein angefangen und wollte hochkommen. Das war mein einziger Wunsch, das war meine einzige Freude. Und es war auch schon so weit. Ich hatte alles verfügbare Geld in eine große Sache gesteckt, die todsicher war und die nur ein halbes Jahr Zeit brauchte, um anzukommen. Und da —“

„Und da?“ fragte Behrens.

Lautenbach ballte die Fäuste. „— und da kam er, der Lunte gerochen hatte, und kündigte sein Geld, das mir gerade jetzt unentbehrlich war und das ich mir von anderer Seite so schnell nicht beschaffen konnte, — kündigte es, alles, bis auf den letzten Pfennig, nur weil er wußte, daß er mich damit ruinieren mußte!“

„So, und hat er Sie ruiniert?“

„Nein, dazu ließ er es nicht kommen, das lag nicht in seinem Plan. Er ist ein Fuchs. Er legte mir neue Daumenschrauben an. Er wollte mir das Geld noch ein Jahr belassen, wenn ich einen neuen Vertrag unterschriebe, einen,

der ihm fünfundsiebzig Prozent des Gewinnes an jener einen großen Sache sicherte, — und ich unterschrieb auch, nur um von diesem Menschen loszukommen, dem ich nie etwas zu Leide getan hatte und der sich doch ein Vergnügen daraus machte, mich zu schinden!“

„Und so sind Sie jetzt von ihm frei?“

„Ja, Gott sei Dank... Und deshalb bleibt mir jetzt auch nichts anderes übrig, als aufs neue zu arbeiten, und ich kann an nichts anderes mehr denken, als wie ich das Geld wieder zusammenbringe, das mir der Räuber abgenommen hat... Unberufen, es geht gut!“

„Und dabei werden Sie langsam alt,“ sagte Behrens sehr weich, „immer älter und älter...“

„Ich bin noch nicht fünfzig...“

„Und doch haben Sie schon weiße Haare. Haben Sie das noch nicht bemerkt?“

Lautenbach fuhr sich über den Kopf hin und murmelte: „So ist das Leben...“

„Falsch,“ rief Behrens aus, „ich finde nicht, daß das Leben so sein muß!“

„Wie sonst anders?“ fragte Lautenbach spöttisch, da er sich nun endlich erinnerte, daß er einen halb närrischen, halb komischen Sonderling vor sich hatte, einen entlassenen Sträfling, vor dem er sich dummerweise zu unvorsichtigen Bekenntnissen hatte hinreißen lassen.

„Wie anders? So, daß Sie, anstatt alle Ihre Kraft darauf zu verwenden, vorwärts zu kommen, endlich einmal daran denken, dort zu bleiben, wo Sie zufrieden und glücklich sein können... Oder glauben Sie, daß Sie ewig hier leben werden?“

„Ich habe Kinder...“

„Ja, denen Sie es beibringen, es ebenso zu machen, wie Sie es gemacht haben, und die ihre Kinder dann wieder daselbe lehren werden...“

„Wer sind Sie überhaupt?“ fragte Lautenbach gereizt, da er sich befand, daß er einem Menschen zuhörte, der aus dem Gefängnis kam.

Behrens stand auf und streckte Lautenbach die Hand hin. „Ein Mensch, dem Sie leid tun, weil Sie sich unnützerweise soviel plagen... Wollen Sie nicht meine Hand?“

Lautenbach sah zur Seite, um den Augen dieses zudringlichen Menschen zu entgehen.

Da zog Behrens seine Hand wieder bescheiden zurück und sagte, schon an der Tür: „Behüt Sie Gott!“

Er fuhr mit der Hochbahn bis zur Lübecker Straße. Niemand hätte es ihm angeleben, daß er in Harvesthude eine eigene komfortable Villa besaß, während er sich jetzt in Dohensfelde die drei Treppen zu den zwei möblierten Zimmern hinaufbemühte, die er bei einer Witwe namens Brigitte Glöckner gemietet hatte.

Obwohl der neue Mieter erst kaum acht Tage bei ihr wohnte, hatte diese Frau ihn doch schon sehr schätzen gelernt. Seine Verhältnisse schienen ziemlich dürftig, aber es gab doch keinen, der heiterer war. Und die Art, wie er mit ihrem

Keinen Mädchen, der vierjährigen Gertrud, verkehrte, ließ darauf schließen, daß er auch Kindern sehr zugetan war, was man von „möblierten Herren“ im allgemeinen nicht behaupten konnte.

Heute kam er ungewöhnlich spät. Frau Glöckner setzte ihm das Mittagessen vor, das hatte nachgewärmt werden müssen. Er verzehrte es, zog dann die Brieftasche und sagte: „Liebe Frau, ich muß für einige Wochen verreisen.“

Frau Glöckner erschrak. Wollte sich auch dieser wieder davonmachen, kaum daß er ein wenig warm geworden war? Und sie dachte daran, wie schwer es war, einen ordentlichen und pünktlich zahlenden Mieter zu bekommen.

Behrens legte ihr zweihundert Mark auf den Tisch. „Als Vorschuß auf die Miete für die nächsten zwei Monate,“ sagte er, „und damit Sie eine Sicherheit haben, daß ich auch wiederkomme.“

„Aber — —“ wandte Frau Glöckner mit vor heißem Schreck glühendem Gesicht ein.

„Bitte, behalten Sie nur,“ versetzte er rasch, „und helfen Sie mir packen.“

Es war freilich nicht viel, was einzupacken war, es hatte alles in der braunen Segeltuchtasche von mittlerer Größe Platz, die ihr Besitzer bei einiger Anstrengung ganz gut selber tragen konnte.

Mit dieser Tasche begab sich Behrens wieder zur Hochbahn zurück, die ihn nach dem Hauptbahnhof brachte. Dort löste er ein Billet dritter Klasse zu dem Personenzug nach Berlin. Jeder, der es sah, wie er bescheiden in einer Ecke des Wagens saß, konnte ihn für einen Großvater halten, der zu seinen Enkeln auf Besuch fuhr.

20. Kapitel.

Behrens bezog ein Zimmer in der Nähe der Königsgräber Straße, in einer schmalen Seitengasse, die nur wenig Licht bekam und die deshalb düster, müde, stumm und verbraucht aussah.

Etwas Unerklärliches zog ihn gerade zu solchen Gassen hin, deren Leben gestorben schien oder in der Agonie lag, zu Gassen, deren Bewohner kaum zu sehen waren, die hin und her huschten wie Schatten und die für einander kein Wort, kaum einen Blick hatten.

Sie glichen einer großen Gruft, in die man sich freiwillig legte, um in Ruhe nachdenken zu können, wenn man alt war. Denn wenn auch die Fäden des Lebens auf tausendfache Art verwirrt schienen, so wurde es einer ruhigen Hand am Ende doch nicht schwer, sie zu entwirren. Man mußte nur das eine Prinzip erfaßt haben, nach dem alles gewirkt war, um den Weg durch die Irrgänge der Vergangenheit zu finden.

Er hatte an einer der schmutzigen Türen ein Plakat gesehen: „Möbliertes Zimmer zu vermieten, III. Stock, bei Pieschke“. Er stieg die abgetretene Treppe hinauf, und es öffnete ihm eine weißhaarige Frau, eine Frau mit eingefallenen Wangen und stumpfen Augen, die eine Weile die Segeltuchtasche musterte, die er selber trug, und die dann einen grausam abschätzenden Blick auch auf seine Person warf, um ihn schließlich einzulassen und das Zimmer zu zeigen.

„Es hat einen separaten Eingang und ist ungeniert,“ sagte sie, „aber die Miete ist im Voraus zu bezahlen.“

„Wieviel?“ fragte er.

„Zwanzig Mark.“

Behrens entschloß sich sofort, das Zimmer zu nehmen, vor allem wegen der Frau, deren abschreckende Häßlichkeit und bössartige Unzugänglichkeit ihn reizten.

Er versuchte es, sie nach ihren Verhältnissen auszufragen, doch sie antwortete nur widerwillig und einseitig, mit einer Stimme, deren Feindseligkeit keine Grenzen hatte. Sie war ohne Mann, und aus dem Wenigen, das sie sagte, schien hervorzugehen, daß ihr Mann, ein Arbeiter, davongelassen war und mit einer anderen lebte. Auch Kinder hatte sie, indes verschwieg sie, wo und wie sie lebten.

In diesem Zimmer richtete sich Behrens, so gut es ging, ein. Und es ging vortrefflich, so daß er sich nach einigen Tagen wahrhaft glücklich fühlte.

Alles, was in dem Zimmer war, roch nach Moder, und dieser Moder strömte einen suggestiven Zauber aus, dem sich Behrens mit Liebe hingab.

Welche Abscheulichkeiten mochte jenes Sofa schon erlebt haben? Sein Kissen war abgenützt und glänzte an vielen

Stellen schon schwarz und speckig. Schadhafte Stellen waren darin, aus denen Koffhaar hungrig herausweinte.

Bislonen einer erbarmungswürdigen Häßlichkeit und erschütternden Vertiertheit stiegen vor Behrens auf.

Auch ein brauner Eckbank war da, der hart und stöhnte, wenn man ihn öffnete. Waren das nicht Löwe eines Mühsalts, der sich verachtungsvoll von den Menschen abkehrte? Er knarrte auch des Nachts, und es war dann, als ob die Geister des bösen Gewissens in ihm rumorten.

Eine düstige Decke war über den Tisch gebreitet, das Bett war schmal und fein Holz saulte, und unter den Stühlen war keiner, dessen Beine nicht gewackelt hätten. Das ganze Zimmer war ein Bild verkommenen, erlösnungsbedürftigen Lebens.

Es gab zwei Fenster, die beide auf die Gasse hinausgingen, auf die dunkle, müde, stamme, verbrauchte Gasse. Die Scheiben waren blind, man hatte den Eindruck, daß sie jahrelang nicht mehr gepußt worden waren.

Die verbliebenen Tapeten waren an vielen Stellen zerfetzt, die Mauern sahen nackt heraus, und der Teppich war eigentlich nur ein Sader. Doch eine ewige Ruhe war in dem Zimmer, deren sich Behrens nur um so intensiver bewußt wurde, wenn er nebenan in der Küche die schlürpfenden Schritte der feindseligen Frau Pieschke hörte.

Er verbrachte viele Stunden am Fenster. Die Scheiben schauten ihn traurig an, baten ihn gleichsam um Verzeihung, daß sie sich aus Schmerz über das Gend alles Daseins blind geweint hatten. Sie verstanden wohl die zitternde Erwartung, mit der er auf die Gasse hinterpähte, gleichsam fordernd, daß ein Wunder sich unten ereigne, welches doch den schönen Sinn, den edlen Kern, die tiefe Bedeutung des unzulänglichen Daseins dartue, — aber sie selbst erwarteten das Wunder nicht mehr, denn sie waren alt geworden bei ihrem Warten.

Oft während der Tages durchstreifte Behrens die Straßen. Er kreuzte den Potsdamer Platz, dessen brodelnder Wirrwarr ihn umstricken und zu Boden werfen wollte. Er ging die Leipziger Straße hinaus und sah das bodellos und sauber funktionierende Getriebe der Warenhäuser.

Er ließ sich traumverloren durch das Gedränge der Menschen gleiten, der Männer, die ein Ziel hatten, der Frauen, die ein Ziel suchten, betrachtete den Reichtum, der seine Unfruchtbarkeit hinter äußerem Glanz verborg, die Armut, die sehnsüchtig oder neidisch oder verbissen nach einem glühenden Strahl dieses Glanzes haschte, hörte das ungeduldige Läuten vieler Elektrischen, die sich stauten, das Getöse der Autohupen, die Flüche der Putzher, sah Mädchen, deren Tugend schon wurmfressig geworden war, kaum daß sie ihre ersten Knospen getrieben hatte, Jünglinge, denen niemand mehr etwas weis machen konnte, alte Herren und Matronen, deren schmerzliche Erkenntnis die eiserne Maske der Gleichgültigkeit aufgesetzt hatte.

Oh, es waren wohl viele Menschen hier, doch redeten alle diese Menschen aneinander vorbei!

Behrens unternahm oft Gänge, von denen er befriedigt heimkehrte. Er war einer, der sammelte und das Gewonnene emsig, wie eine Biene, in sein Haus trug, um es dort noch einmal eingehend zu prüfen und zu ordnen.

Er erfuhr vielerlei und notierte es. Einer wies ihm zu einem Zweiten, der Zweite zu zwei anderen, und aus den ersten vier wurde bald ein Duzend. Jeder konnte ihm etwas sagen, und jeden hörte er an.

Eines Morgens ging er in ein Haus und pochte an eine Tür, auf der ein Schild angebracht war, das nur den Namen enthielt: W. Mannheimer.

Das war recht wenig, und doch wußte jeder, der mit den geschäftlichen Verhältnissen der Stadt einigermaßen vertraut war, was dieser lapidare Name bedeutete. Er bedeutete Reichtum und Macht. Denn seinem Träger war es innerhalb eines Jahrzehntes gelungen, sich vom simplen Kommissar zu einem der reichsten und geliebtesten Wucherer emporzuschwingen.

Indes, wer in einem Wucherer noch den alten Mann der noch älteren Zeiten erwartete, den Chylocl mit habgierigem und leidenschaftsdurchwühltem Gesicht, dem würde in W. Mannheimer eine angenehme Enttäuschung bereitet werden sein.

Behrens fand in diesem Menschen einen konzilianteren Weltmann, der lebenswürdig lächeln und noch lebenswürdiger plaudern konnte, einer Mann gedämpfter Gesellen und angenehmer Worte.

Und auch darin unterschied er sich von den anderen, daß ihn der dürftige Rod des Behrens nicht im mindesten anstößt, daß er ihn mit höflichster Selbstverständlichkeit hin- nimmt, als wüßte er, daß sich hinter ihm sehr wohl ein großer Reichtum, der gleichwertig machte, verbergen konnte, wie ja im Gegensatz dazu auch oft unter dem blühenden Aeußeren eines Prinzen graues Kleid angstvoll lauern konnte.

„Bitte,“ sagte er zu Behrens, „mit wem habe ich die Ehre?“

„Behrens,“ gab der Besucher einfach zur Antwort.

„Ah,“ meinte Mannheimer mit einem leichten Neigen des Kopfes, „Herr Konsul Erikson in Hamburg hat mir Ihre wegen schon empfehlend geschrieben. Was führt Sie zu mir?“

Der Mann war ebenso undurchsichtig, wie sich Behrens vorbehaltslos offen zu geben schien, der nun kurz erklärte, warum er bitte.

„Reisner?“ fragte Mannheimer, „oh, — ein vornehmer, reicher und mächtiger Mann!“

Er sagte es mit stolzer Anerkennung, die sich zugleich verbogte, die eine leichte Verbiegung machte, die in ihrer vorbehaltslosen Hochachtung doch einen Zug kalter Ironie hatte.

Behrens hatte die Gabe, durch Mauern hindurchzusehen. Das Herz dieses mit Liebenswürdigkeit unpanzerter Menschen lag offen vor ihm. Er wußte, daß Reisner hier ein Urteil gesprochen war.

Und Mannheimer? Er, dem nie eine Information fehlte, hatte sich auch in diesem Fall gründlich unterrichtet. Die Angelegenheit Reisner-Lucie Blümmel-Behrens war ihm längst in allen ihren Einzelheiten vertraut.

Hier sah einer, der die ersten Fühlhörner ausstreckte, um sich zu rächen, einer, dessen Rache ernst zu nehmen war, weil er mehr als genug Geld hatte, sie durchzuführen. Mannheimer lag kein Gedanke ferner, als der der Rache, und doch trafen sich die Absichten beider in dem einen Punkt: Reisner zu ruinieren. Dem einen brachte das Geld, dem anderen Freude.

Behrens kannte die Gedanken Mannheimers und freute sich ihrer. Sie dienten seinen Zwecken. „Reisner ist ein sehr vielseitiger Mensch,“ sagte er, „es ist erstaunlich, wie vielerlei er schon mit Glück und Tatkraft vollbracht hat. Er scheint auf sehr festen Füßen zu stehen?“

„Jeder Mensch weiß das,“ bestätigte Mannheimer wieder, „es ist allgemein bekannt.“

„Und jetzt, — jetzt plant er . . . etwas recht Großes?“ Mannheimer lächelte beifällig, denn es imponierte ihm, daß dieser unscheinbare Mann so viel wußte. „Ja,“ bestätigte er wieder ruhig.

„Es ist eine Sache, mit der er steht und fällt, — ja, auch vielleicht fällt . . .?“

Gewiß, gewiß, dachte Mannheimer, und seine Freude stieg noch. Es war ganz klar, daß Behrens völlig im Bilde war. Mannheimer rieb sich im Geist die Hände.

„Aber er wird viel Geld dazu brauchen,“ sagte Behrens, „ja, sehr viel Geld . . . Werden Sie es ihm geben?“

„Gegen Deckung, gewiß.“

„Gegen Deckung und hohe Zinsen?“

„Gegen einen Prozentsatz, der das Uebliche in keiner Weise übersteigt,“ sagte Mannheimer, „natürlich . . .“

„Und Ihr Verdienst,“ fragte Behrens ohne jede Anzüglichkeit im Ton, „— denn es ist doch fraglos, daß Sie viel dabei verdienen wollen?“

„Ich vermittele das Ganze,“ antwortete Mannheimer bescheiden und doch gar nicht verbergend, daß er etwas vermittelte, das nur ihm Vortheil brachte.

Behrens nickte und schien zufrieden. „Welche Deckung werden Sie verlangen?“ fragte er.

Mannheimer sah ihn heiter an, als wünsche er ihm zu zeigen, daß es doch unnötig sei, wenn Behrens sich in übertriebener Weise verstecke. „Wissen Sie das nicht?“ fragte er spöttisch.

„Frau von Mariisch?“ fragte Behrens ruhig.

„Ja.“

„Deren Unterschrift wünschen Sie als Deckung?“

„Natürlich.“

„Und wenn sie sie nicht gibt? . . . Es handelt sich doch um — anderthalb Millionen?“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Kindheitserinnerung.

Von L. N. Tolstoi.

Uebersetzt von Marie Behmering.

Dies warzette das Verständnis für die Gemüthsweite von *And* auf in dem Wesen des „Philosophen von Zasmaja Poljana“, das beweist auch die nachstehende Aufzeichnung.

„Wie reich auch die Zukunft an fesselnden und wichtigen Momenten zu sein scheint, zu denen ich Stellung nehmen möchte, so vermag ich mich doch nicht von der Kindheit loszureißen, von jener lichtvollen, zärtlichen, portisänen, geliebten und geheimnisvollen Kindheit. Erst, wenn wir uns Leben treten, fühlen und begreifen wir ihren ganzen wunderbaren Zauber. Wir wissen, daß das Leben nicht nur aus dem besteht, was die Gefühle uns geben, aber das wahre Vergnügen oder Nachgefühl durchdringt dennoch die ganze Tiefe unseres Wesens.“

Ja, es war eine herrliche Zeit. Wir hatten die Arbeiten beendet, unfern Spaziergang gemacht und warteten im Salon, um zu Tisch zu gehen. In dem Salon stand ein großer Divan, ein runder, alter Mahagonitisch, der von vier hohen Sesseln umgeben war. Zwischen den mächtigen Fenstern hingen vergoldete Bronzespiegel, und dem Divan gegenüber befand sich die Thür, die nach dem Balkon führte. Auf der linken Seite des Divans saß die Großmutter mit der goldenen Tabakdose in der Hand und der Haube mit der steifen Rüsche auf dem Kopf. Die Tanten Alexandra, Tatjana und Paldenka sowie auch unser Erziehler, Fedor Iwanowitsch, alle waren versammelt und warteten, daß Papachen aus seinem Arbeitszimmer herankommen sollte.

Da tritt er nun heraus, mit rüstigem, reichem Schritt und feinen weichen, abgelaufenen Stiefeln. Sein sanguinischer Hals ist rot, seine hübschen Augen haben einen lieben Ausdruck und seine mäßigen Bewegungen sind mutig. Oft kommt er auch mit einer Pflaume in der Hand heraus und gibt sie dem Vakai ab. Er setzt sich zunächst neben Großmutter, läßt ihr die Hand und macht irgendeine scherzhafte Bemerkung zu uns, zu den Tanten oder zu Fedor Iwanowitsch.

„Warum bekommen wir noch nicht zu essen?“ ruft er mit seiner angenehmen, freundlichen Stimme aus. Jemand — Wlodka, Matuscha oder Petruscha — steckt den Kopf aus der Gefindestube heraus und sagt: „Es wird sofort gereicht!“

Und in der That öffnet sich die mächtige, dunkelgebeizte Thür, die jetzt noch genau so aussieht, und herein tritt in seinem blauen Rod und mit hochgehobenen Schultern der Hausverwalter und frühere zweite Geiger im Orchester des Großvaters, Foka Demidowitsch. Er zieht die Augenbrauen in die Höhe und mit stichtlichem Stolz kündigt er feierlich an: „Das Essen ist serviert!“

Alle erheben sich, der Vater reicht der Großmutter den Arm, ihnen beiden folgen die Tanten mit dem Erziehler und wer sonst noch im Hause weilt, und die Kinder. Ich gehe (das ist mir vollkommen erinnerlich als besonders teures Moment) an Vaters linke Seite heran, und er berührt meine Haare und meinen Nacken mit seiner weißen Hand mit dem leinzeichnenden roten Streifen auf der älteren Fläche, und eudlich küßt ich diese Hand, die meinen Hals zärtlich drückt, und ich bin von Herzen glücklich.

Wir gehen an der Gefindestube vorbei, die Stufen zum großen Saal empor. Fast hinter jedem Stuhl steht ein Vakai mit aufgeschichteten Tellern, die er auf dem linken Arm hält. Wenn Gäste da sind, so nehmen die Diener hinter ihnen Aufstellung. Der Tisch ist mit einem handgewebten, grüblischen Tischschiff bedeckt. In der Mitte ist eine Platte mit Wasser zu sehen und vor jedem Besten ein Becher mit Wein. Die Teller sind aus altem Silber, Gabel und Messer aus Eisen mit hölzernen Griffen. Die Gläser sind fein, aber ganz einfach. Vor Büfett wird die Suppe eingefüllt und die Diener reichen Pasteten heran. Wir bekommen keine, aus irgendeinem Grunde, doch steht mir der Kammerdiener Petruscha heimlich eine Pastete zu, weil er mir besonders gewogen ist. Bei Tisch geht es immer lustig her. Alles schmeckt und alle sind vergnügt. Es ist zwar schwer, so lange still zu sitzen, doch können es auch nicht gestatten, die oberen Körperteile zu bewegen, so sucht man sich dadurch zu entschädigen, daß man unter dem Tisch kräftig mit den dicken Füßen baumelt, die in weichen, gestrickten Strümpfen und in Schuhen stecken, die vom unserm tauben Schuster Mezei angefertigt sind.

Alles mundet vortrefflich, bis auf ein Stückchen feines Fleisch, das man laut und laut und schließlich, während die Erwachlenen in die Unterhaltung vertieft sind, in die kleine Hand hineinbrückt und unter den Tisch wirft. Die Brühe schmeckt aber, das Hibaden mit Gurken, das Gemüse aus Rübchen schmeckt auch, und ganz besonders schmeckt der süße Kuchen, wie jeder süße Kuchen.

Es macht Spaß, den Gesprächen der Großen zuzuhören und hinterdrein mit den Brüdern darüber zu plaudern. Von besonderem Interesse für uns Kinder war Tichon. Dieser kleine, unaussprechlich komisch wirkende Mann pflegte in der Saalkapelle des Großvaters Tische zu spielen. Er hatte bei Tisch hinter dem Stuhl der Großmutter oder des Vaters seinen Platz. Abseitlich hinst er mitunter seine dicken Lippen, suchte mit einem Zeller, einen Kreis umhertreibend, umher, und rief dadurch unser unbewingbares Lachen hervor. Jemand von den Erwachsenen drehte sich inselgedessen gewöhnlich um, und Tichon behauptete wieder eine unbewegliche, starrte Stellung und drückte seinen Stachel von Tellern ruhig an die Brust.

Eine lustige Unterhaltung wurde sodann der Tischgesellschaft oft bereitet, wenn die Aufmerksamkeit sich auf meine Kunst, Charaden zu erfinden, richtete. Ich schickte mich darin aus und leistete der Aufforderung des Vaters gern Folge, wenn er munter sprach: „Nun, Dowl, mein Speckflumpchen (so wurde ich genannt, weil ich ein sehr dickes Kind war) erjähne mal eine neue Charade.“

Während ich spreche, sehen mich alle an und lächeln. Ich weiß und fühle es aber, daß dieß Lächeln nicht etwa dadurch hervorgerufen wird, weil ich einen lächerlichen Eindruck mache, sondern weil ich geliebt werde. Das fühle ich deutlich, und darum wird mir so feierlich warm ums Herz.

Das Mittagessen ist beendet. Dem Vater wird eine angezündete Pfeife gereicht und er geht damit in sein Zimmer. Die Großmutter begibt sich nach dem Salon mit den Tanten. Wir gehen nach unten, wo der Zeichenunterricht beginnt. Zuweilen erscheint der Vater bei uns, spricht mit Fedor Zwanitsch deutsch und setzt uns in Erstaunen mit seiner schönen, klaren Aussprache. Er spricht nämlich rein und korrekt, wir aber sächsisch, gerade so wie Fedor Zwanitsch. Der Vater zeichnet uns auch manchmal etwas vor. Dann gehen wir „Gute Nacht“ sagen der Großmutter, den Tanten und den anderen. Der alte Nikolai Dmitrieh nimmt unsere Kleidungsstücke zusammen, hängt sie über seinen Arm und wünscht uns wohl zu schlafen. Wir schlafen aber noch nicht sofort ein und schwagen miteinander, bis der Erzieher hereinkommt. Er zündet ein Streichholz an, dann ein Licht, das er wieder auslöscht, wann er sich entkleidet und in sein Bett mit den dicken Kissen gelegt hat. Dann schlafen wir auch ein.

Adalbert Stifter.

Eine Halbjahrhundert-Erinnerung von Max Abler.

Das Publikum macht den Dichter. Ohne die Alt-Wiener Aristokratie, die Zeit, Nerven und Kultur genug hatte, das edle Filigran der Stifterischen Poesie in den Vorlesungen des Dichters zu genießen oder in des Grafen Majlath Taschenbuch „Fris“ seine neuesten Werke zu lesen, wäre Adalbert Stifter ebenso wenig möglich gewesen wie ohne die Berge, Forsten und Gewässer seiner schönen Böhmerwaldheimat. Zunächst freilich war er selbst Publikum. Seine Großmutter Urula — schon der Name ist einen Dichterahnung würdig — wandelte als verlorpörte Heimatinne durch seine Kinderjahre. Deffnete sie vor den Enten die Flügelthüren zu dem sorgsam behüteten Schrein ihrer Familien- und Stammeserinnerungen, dann entquollen ihm in reicher Fülle Märchen, Geschichten und Sagen der Heimat, denen zu lauschen der Anlaß nicht mißte würde. Frühzeitig fällt ein dunkler Schatten über seinen Weg. Durch einen Unglücksfall verliert der Zwölfjährige den Vater. Sein Großvater Augustin bringt ihn auf die ausgezeichnete Schule des Benediktinerstiftes Kremsmünster in Niederösterreich. Erst als Einundzwanzigjähriger — 1826 — bezieht Stifter die Wiener Universität. Er soll sich der juristischen Laufbahn widmen, betreibt aber alles andere als Rechtswissenschaften: Schöne Literatur, Kunst, Naturwissenschaften, Physik und Mathematik hant durch-einander. Vor allem aber Menschenkunde. Er entdekt seinen Erziehungsberuf und wird Hauslehrer in vornehmen Wiener Familien. Lange Zeit bleibt sein Verhältnis zur Dichtkunst ein platonisches. Er ist ein feuriger Bewunderer Jean Pauls und Goethes, hockelt auch gelegentlich an seinen „Studien“, mißt aber die Nebenarbeiten wenig Gewicht bei. Eher noch glaubt er an seinen Maler-beruf, bringt übrigens auch ein paar ganz respektable Landschafts-Bilder zustande. Nur schwer überwindet er die Zurückzögerung eines Herzensbündnisses — im „Nachsommer“, in der Gestalt der Natalie, hat er sich später von dem schmerzlichen Erlebnis befreit — und vermählt sich 1837 mit Amalie Mohaupt.

Ein Zufall bringt seine poetische Begabung ans Licht. Das Manuscript des „Condor“ entschlüpft während eines Besuches in einem besremdeten Hause seiner Kochkassie. Man verschleppt den arnoch in weitesten Kreisen unbekanntem Hauslehrer fast gewalttham in die Literatur. Die Arbeit wird 1840 in Wittmanners „Wiener Zeitschrift“ veröffentlicht. Hier und in Graf Majlaths Taschenbuch „Fris“ erscheinen fortan, vom Publikum mit Begeisterung begrüßt, Stifters Prosa-dichtungen. Sein literarischer Ruhm ist gesichert. Grillparzer, Zedlig, die Betty Paoli stehen mit ihm in freundschaftlich in Gedanken-austausch und persönlichem Verkehr. In den Salons des Wiener Adels liest er seine Werke vor. Nur öffentliche Vorlesung darf er nicht halten; das geht der Regierung des vor-märzlichen Oesterreich ebenso gegen den Sinn, wie sie später seinen schulfreierischen Plänen beharrlich widerstrebt. Gleichwohl vermag er sich für den Märzsturm von 1848 nur theoretisch zu begeistern; in der Praxis verabscheut er den unaristokratischen Lärm der revolutionären Zeit. „Ich bin ein Mann des Maßes und der Freiheit“ schreibt er in einem Brief an seinen Verleger Heden-ast, „— beides ist jetzt leider gefährdet.“ Die Verurteilung ins Unter-richtsministerium lehnt er ab und lebt seit 1850 in der geliebten Donaustadt Linz das beschauliche Dasein eines oberösterreichischen Schulrats, unablässig, mit Ernst und Hingebung an seinen Dich-tungen arbeitend. Daneben widmet er sich, als Schaffender und Kritiker, der Malerei und in Mufestunden dem Sammeln von Bildern, geschnittenen alten Möbeln und — Kästchen; den Moment des Ausblühens dieser spulhaften, fast besesselt scheinenden

Blumengeschöpfe zu erleben, war ihm immer ein Ereignis. Seine letzten Lebensjahre verdüßern tragische Todesfälle in der Ver-wandtschaft und schweres Sichtung, dem wiederholte Reisen nach dem Jangbrunnen der Heimat nur vorübergehend Veränderung zu schaffen vermögen. Am 28. Januar 1868 stirbt er an Atrophie der Leber; neben dem Toten fand man das Manuscript der „Mappe“, an dem der Uebergewissenhafte noch in seinen letzten Stunden gefeilt hatte.

Stifter ist neben Körner der größte Prosaist des Äteren österrösterreichischen Schrifttums. Seinen Dichtungen mangelt es oft an dem belebenden Puls einer kräftig fortschreitenden Hand-lung; aber unübertroffen bleibt er in der erhabenen Gewalt seiner Naturschilderungen, in die seine Charaktere, wie Geschöpfe der Landschaft organisch eingebettet sind. Sein Bestes bot er in der Sammlung mit dem Malertitel „Studien“, in seinem schwer-mühtig-düßern „Nachsommer“, in seinem Jean-Paulisch schwärmen-den „Condor“, im anmutigen „Heideborn“, in der phantastischen „Karensburg“, in der orientalischen Farbenglut des „Abbas“ und all den anderen Stücken dieses einzigartigen Lesebuches des Menschenbergens und der Natur. Als „Festschrift für die Jugend“ sind seine „Bunten Sines“ gedacht, das wertvollste Werk der deutschen Jugendliteratur. Weniger bedeutend ist er in seiner geschichtlichen Erzählung „Witiko“ und in seinem 1857 entstandenen Roman „Nachsommer“, wiewohl er selbst dieses Buch, das von der verklärten Ruhezeit eines großen Staats-mannes erzählt und manch erlebten Seelenschmerz beichtet, für seine reifste Schöpfung hielt. Allen seinen Werken aber ist die geruhame Kraft der Darstellung, die künstlerisch vollendete Durch-dringung im einzelnen und kleinsten gemeinsam. Es fehlt ihm nicht an Leidenschaft; aber sie rinnt wie ein unterirdischer Strom durch seine Dichtung, oft kaum erkennbar unter dem gehaltenen Edelmaß der Form. Gottfried Keller schilt ihn einen Philister; Nießke hingegen liebt an ihm die exklusive Wendung gegen den Zeitgeschmack, den hohen Ernst und die echt künstlerische Bewußtheit seiner aristokratischen Sprachkultur.

Bäckerisch.

Fris Stoffel, Arbeit. Verlag von Bretzlein & Co. G. m. b. H. Leipzig. In seiner schlachten, kernhaften Art gibt uns hier der durch seine prächtigen, gesunden Heimatbücher aus dem Hunsrück bekannte Erzähler Fris Stoffel, abseits vom Kriege, ein neues Zeugnis vom Segen, der aus Arbeit emporwächst und neues geholfen werden kann. Ein schlachter, verträumter Bauernburche und ein prächtiges Naturkind der „geunerbhaften „Dorbe“, die in Liebe zueinanderstehen, sind es, die den Weg von der Liebe hinweg zur Arbeit finden.

Gießener Hausfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

Weißkohl-suppe mit Blutwurst. Der gepulste, gut abgewellte Kohl wird mit kaltem Wasser gelüßt, ausgedrückt, ge-schnitten und mit Wasser, Salz und einem Bräukwürfel oder mit etwas Knochenbrühe gekocht und in die Kochflüße zum Fertigkochen gestellt. Man kann die Suppe nach Belieben dickflüssiger oder dünner bereiten. Gern läßt man auch einige geschälte, geschnittene Kartoffeln mitkochen, damit die Suppe recht feimig wird, und gibt beim Varrichten in Scheiben oder in Würfel geschnittene Blutwurst hinein.

Salat von Chicoree. Dieser überaus wohl-schmeckende Salat ist jetzt eine angenehme Abwechslung. Die Blätter der Stände werden voneinander gelöst und in kurze Stücke geschnitten, dann gewaschen und zum Ablausen gebracht. Man stellt eine Mischung von Essig, durch Wasser gemildert, nebst Salz, Pfeffer oder gelbem Senfmehl und Zucker her, der Geschmack muß kräftig sein, und übergießt damit die Blätter, die an sich schon aromatisch schmecken.

Chicoree als Gemüse. Um die Farbe angenehm zu er-halten, setzt man dem Kochwasser etwas Milch oder ein wenig Säure zu. Letztere schmeckt im Endresultat nicht schlecht. Die Stände wird quer durchgeschnitten und das Wurzelende noch einigemal ge-spalten. Knapp mit Wasser bedeckt, schmort man sie gar, gibt dann ein wenig Mehlschwitze, so daß sie bindet, und schmeckt mit Salz, Pfeffer und etwas geriebener Muskatnuß ab. Ein Stückchen frische Butter macht das Gericht außerordentlich schmackhaft.

Scherzrätsel.

Ich gebe davon dem lieben Freund,
Sobald er mich besucht.
Doch kommt von mir ein Teil hinein,
Jagt's ihm einen mächtigen Schrecken ein
Und da ergreift er die Flucht.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Kapselfräfels in voriger Nummer.
Neue macht nichts ungeschehen.